

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Ueber die Leiden des jungen Werthers

Riebe, Johann Christian

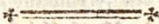
Berlin, 1775

Erstes Gespräch.

urn:nbn:de:gbv:45:1-1329



Erstes Gespräch.



Micimor. Sagen Sie, was Sie wollen, —
Werther hatte Recht, Konnte es nicht
anders, mußte es so machen, und seine That ist
groß; denn die Quelle, woraus sie kam, war
edel, — reine, unschuldige Liebe. Ist das nicht
offenbar, Philantropus? —

Philantropus. Es ist also für Sie entschie-
den, wie es scheint; aber haben Sie dann auch
die Sache recht von allen Seiten betrachtet? —
Mich dünkt, in Ihrem Urtheile darüber herrscht
noch Verwirrung. Lassen Sie uns die Begriffe
deutlich machen. — —



Alcim. Antworten Sie mir! Ist uns nicht die Liebe selbst von der gütigen Hand des Schöpfers in unser Herz gepflanzt, ist sie nicht die schöne, herrliche Blüthe, welche über unser ganzes Leben einen süßen Wohlgeruch verbreitet, und unter deren Schatten wir untermüdet, den schwülen Sommertag unsers Lebens sich endigen sehen? O Philantropus! sind Sie in dem Gebiete menschlicher Empfindungen so ein Fremdling, daß Sie nicht wissen sollten, wie leicht die mächtigen Reize eines edlen Mädchens unser Herz einnehmen, wie sie uns da durch und durch bis in unser innigstes Gefühl erwärmen, unsrer Seele Flügel ansetzen, wie da von der alles belebenden Kraft unsere Sinne trunken, von allen Dingen hinweg, nach dem einzigen geliebten Gegenstande hinströmen, wie uns da so wohl ist! — und dann nennen Sie mir den Menschen, der so stark seyn könnte, seine Augen von der entzückenden Gestalt wegzuwenden, und zu wüthen in seinem eignen Herzen, da auszugraben, das in allen Nerven gewurzelte süßeste Gefühl, — und wann er es könnte, und thäte, — der nicht ein Thor, — Thor? der nicht
ein

ein Ungeheuer der Schöpfung wäre. — Ach! und wann Ihre Empfindungen nicht ganz unter die Hülsen einer erdichteten Philosophie verschüttet sind; — mein Freund, — so kennen Sie auch den Schmerz, der in alle Adern sich ergießt, da tobt und nagt, und jede muntre Bewegung lähmet, und das Herz wegfrisst, wann die Schicksung mit eiserner Hand uns unsern Liebling, — o lassen Sie mich den schrecklichen Gedanken nicht ausdenken! — Gegen ein Leben ohne Freude ist der Tod köstlicher Gewinn.

Phil. Da bin ich völlig Ihrer Meinung. Gegen ein Leben ohne Freude ist der Tod köstlicher Gewinn. — Aber dazu möchte viel gehören, Sie haben ganz Recht, mein theurerer Freund, es ist keine Leidenschaft, die sich so leicht in unsre Seele einschleicht, die da so einen allgemeinen Aufruhr anrichtet, und alle unsre Sinne mit ihrer Süßigkeit berauschet, als die Liebe, das heiße Wohlgefallen an einem edeln Mädchen, an dessen Stirne alle Schönheiten der unschuldigen Seele hervorkeimen. Selbst der Vater der Welt hat den Saamen, der so süße Früchte hervor-



bringt, in unser Herz ausgestreuet. — Das leugne ich nicht. Er hat unsre Seele mit den feinen Saiten bespannt, die bey der kleinsten Erschütterung wiederschallen, — hat einen mächtigen Trieb nach Ordnung, Schönheit und Güte in unsern Busen gegeben, der alles, dem Uehlichen aufsucht, und sich freuet, wann er es findet, es zu umfassen, und sich daran zu heften; — aber doch bin ich nicht ganz mit Ihnen einig. — Sagen Sie mir, Alcimor, sind wir blos um zu empfinden, und nach dem, was wir empfinden, zu handeln, — oder haben wir nicht eine Vernunft, vor deren Richterstuhl wir unsre Empfindungen laden können, — die ihnen das Geleise bestimmen muß, in dem sie gehen sollen, das sie nicht überschreiten dürfen?

A. Wie ich merke, sind wir dem Ende unseres Gesprächs schon ziemlich nahe, ob wir gleich erst angefangen haben. Nur das ihnen zugegeben, so sehe ich schon den herrlichen Schluß, den Sie daraus ziehen, und die triumphirende Miene, mit der Sie weggehen werden. — Daß ihr Herren doch immer philosophirt und philosophirt, und
dann,

dann, wann es mit Eurer Philosophie zur Anwendung kommt, wie dann? — Nun ja, ich erkenne die Königin Vernunft, auf ihrem herrlichen Richterstuhle, wie sie da zwischen ihren vier Pfählen sich brüstet, Pläne macht, aus allen Gründen der Logik und Metaphysik beweiset, dieses Recht, jenes Unrecht, mit kaltem Tone ihre Sentenz schon vorher verkündigt, und sich, nach dem ihr angebohrnen Stolze, ihrer Hoheit erfreuet, und dann, wann die reizende Verklagte vor ihr erscheint, blaß wird, — zu zittern anfängt, — das Gesetzbuch aus den Händen fallen läßt, — halb gezwungen, halb willig vom Throne herabsteigt, und sich mit der angeschwärzten, aber doch schönen, angenehmen Empfindung brüderlich umarmet, — und mit verschlossenen Augen an ihrer Seite fortgehet, wohin sie nur immer will. — Aber oft kommt es gar nicht einmahl so weit. Gewöhnlicherweise ist die Vernunft so ehrerbietig, daß sie sich vor der Empfindung so willig zurückzieht, — wie die bescheidne Aurora vor dem heller leuchtenden Phöbus. — Nun, wie ist's izt mit der Vernunft?

P. Jh=



P. Ihre schöne Deklamation gegen die Vernunft, die mich in der That ungemein ergötzt hat, sagt, wenn ich mich nicht sehr irre, in einer unbildlichen Sprache zweyerley. Einmahl: Die raisonnirende, untersuchende Vernunft erliegt unter der Empfindung, und dann: es kommt gewöhnlicherweise gar nicht zur Untersuchung. Nicht wahr?

A. Ganz recht.

P. Ich muß es Ihnen zugeben, die Vernunft erliegt zuweilen unter der Empfindung; zuweilen, merken Sie das wohl, nicht immer, sonst hätten wir keine einzige That aufzuweisen, die mehr ein Kind der Vernunft, als der Empfindung, oder welches einerley ist, die ein Kind der geordneten Empfindung wäre. Denn Thaten aus bloß kalter Vernunft mögte es wohl schwerlich geben. Also bisweilen erliegt die Vernunft unter der Empfindung, — das gebe ich zu. — Nun lassen Sie uns das deutlich machen, so heißt es, — weil wir doch einmahl der Schulwörter nöthig haben, um kurz und genau zu reden, — der dunkeln Vorstellungen sind mehrere, als der
deuts

denklichen, — die schwerste Schale sinkt, — und die Sache ist entschieden. Folgt nun aber daraus, daß dies je zuweilen geschieht, es müsse immer geschehen? Ich sehe es nicht. Mache die dunkeln Vorstellungen hell, so wird die Empfindung schwächer, und die Vernunft siegt.

A. Gut, nun habe ich Sie, wo ich es lange gewollt habe. Mit Fleiß habe ich Sie alles zur Vertheidigung Ihrer Meynung sagen lassen, weil ich wohl sahe, Sie würden sich selbst in eine Falle führen, aus der Sie schwerlich herauskommen mögten.

P. Nun das bin ich begierig zu hören!

A. Ueber Euch Herren Philosophen! so geht es Euch immer, so lange schließt und beweiset Ihr, und treibt Euch aus einem Winkel in den andern herum, bis Ihr zuletzt mit Eurem Schiffelein, Metaphysik genannt, so vest auf einer Sandbank sitzt, daß Ihr ohne alle Rettung scheitern müßt.

P. Nicht vor der Zeit triumphirt! nur zur Sache.

A. Nun, geben Sie wohl Achtung! — Die Vernunft, geben Sie zu, erliegt unter der Emp-
psinn

pfundung, Deutliche Vorstellungen unter mehreren dunkeln; mit Einem Worte heist das: es sind noch nicht deutliche Vorstellungen da, oder doch so wenige, so schwache, daß sie nicht wirksam sind; sie sollen erst aus den dunkeln werden. Nun sehen Sie einmal, was Sie sagen: die Vernunft, die noch nicht da ist, die erst werden soll, soll doch über die Empfindungen herrschen, die dunkeln Vorstellungen deutlich machen; — ist das nicht der handgreiflichste Widerspruch?

P. Dacht' ich doch, was es wäre! Alcimor, sehen Sie dann nicht, daß Sie einen gewaltigen Trugschluß gemacht haben? Dafür müssen wir uns hüten, wann wir in unsrer Untersuchung weiter kommen wollen. Sie haben mich nicht verstanden. Die Vernunft nenne ich hier das Vermögen, sich Dinge deutlich vorzustellen, das ist da und bleibt, trotz aller Dunkelheiten, die es verhüllen, Sie verstehen die deutlichen Vorstellungen selbst darunter; und daraus entsteht der scheinbare Widerspruch. Es ist ja ganz etwas anders: meine Vorstellungen sind deutlich, und: ich kann sie deutlich machen.

A. Den:

A. Denken Sie nicht, daß Sie mir durch diese Distinktion entrinnen werden. Es läuft doch wieder aufs Vorige hinaus, nemlich: Dieses Vermögen, dunkle Vorstellungen zu erhellen, setzt selbst, wenigstens einen deutlichen Gedanken voraus, diesen: Empfindungen führen nicht immer richtig, du mußt deinen Gefühlen nicht trauen; wo der Gedanke nun aber nicht ist, wo nur blos die Empfindung herrscht, wie da? —

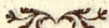
P. Sie führen mich auf die zweite Frage: Woher kommt es, daß die Vernunft zuweilen gar nicht in Unterhandlung kommt, ohne die erste beantwortet zu haben. Wir wollen von der erstern reden: Wann der Gedanke da ist: ich muß meine Vorstellungen aus einander setzen, aufklären, und es dann nicht geschieht, woher kommt das? — Bey aller Verschiedenheit der davon möglichen Ursachen kommen sie doch alle in der einen zusammen: Die deutliche Vorstellung ist nicht so angenehm, als die dunkle, und warum nicht? Es wird uns schwer, uns aus der alten uns schon bekannten Sphäre der Ideen, in der wir so lange herumgeschwärmt

has



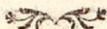
haben, heraus zu sehen, und unser geliebtes Stiefpferd zu zerbrechen. — Meine Lotte! meine Lotte! würde Werther gesagt haben, das süße, unschuldige, englische Wesen, rein und unbefleckt wie der Aether, erquickend wie der Frühlingshauch am Morgen, soll ich aus meiner Phantasie verbannen, und dann auf meine Seele, wüßt und öde, wie auf das Chaos der noch unausgebildeten Erde hinsehen, — alle die bezaubernde, entzückende Gefühle aus meiner Brust ausreißen, und nichts, als den kalten unbedeutenden Gedanken: ich habe vernünftig gehandelt, mir dabey einbilden! Daran liegts, mein Lieber, wir wissen nicht sogleich etwas so Kräftiges, Angenehmes an die Stelle der Ideen zu setzen, die wir aufopfern sollen, und damit ist uns alles so schaal, so wüste und leer in unserm Herzen. Sie sehen also, Kampf, bitterer Kampf gehört dazu! und dazu will man sich gewöhnlicherweise nicht verstehen.

Al. Nun wohl! sollte also unsre Vernunft siegen, so müste sie zur lebhaften Ueberzeugung kommen; die Empfindungen, Neigungen in der
Stär-



Stärke sind schädlich, so muß es ihr gewiß werden, daß es noch andre, eben so angenehme, unschädliche Empfindungen giebt, und was die Hauptsache ist: daß ihr dieselbe gewährt werden, sonst, — ehe der ermüdete Kriegermann, der kein reines Wasser zu bekommen weiß, — augenblicklich vor Durst stirbt, trinkt er lieber aus der ersten, besten Pfütze, — sollte ihm auch der Trunk schädlich seyn, und nach und nach seinen Tod herbeyführen. — Was soll dann nun aber der alten geliebten Idee das Angenehme rauben, und der neuen Reize geben?

P. Ihre Anmerkung ist richtig. — Die Seele kann nie leer seyn, sie muß angenehme Empfindungen haben, — sie kann sie haben, sie wird sie gewiß haben; — aber Zeit, Mühe, Übung gehört dazu, — bis die neuen Empfindungen, die allmählig in der Seele erwachen, sich festsetzen, und uns so angenehm werden, daß wir die alten darüber vergessen. Das geschieht nicht plöglich. — Die neuen fließen gemach in unsre Nerven, und machen eine sanfte Bewegung, die alten toben schon mit Ungestüm darinnen und reizen



hen uns hin und her. Wer beständig eines rauschenden Geföses gewohnt gewesen, wird anfanglich bey einer stillen Harmonie der Saiten wenig empfinden, bis er sich von dem tobenden Lärme entwöhnt hat. — Doch kann es geschehen; — so wie die Hefrigkeit natürlicherweise uns eine Empfindung unangenehm macht, so ist auch etwas, welches uns eine Empfindung, deren wir nicht gewohnt sind, die vielleicht gar der ehemahligen entgegen steht, angenehm machet; Das Neue nemlich. Dieses zieht unsre Aufmerksamkeit auf sich, — füllt die leeren Stellen in unsrer Seele aus, und giebt uns schon einen Vor-schmack, von dem Vergnügen, das wir genießen werden, wann wir mit der neuen Empfindung bekannter und vertraulicher geworden sind. Sind wir gleich noch nicht ganz auf den Ton gestimmt, den die Empfindung angiebt, können ihn noch nicht wiedertönen, so ist er uns doch schon angenehm. Wann gleich der Kriegsheld einmahl aus dem Felde geschlagen, und des großen Gedankens, Sieger zu seyn, beraubt ist, — so ist er doch nicht ganz unglücklich; er sitzt in seinem Gezelte, macht

macht Plane zu einer neuen Unternehmung, und wandelt, wann er die Weisheit dieses Entwurfs erkennet, und den Muth, ihn auszuführen, fühlet, schon in Gedanken unter Trophäen.

A. Kommt wieder ins Feld, und wird bey aller Klugheit seines Plans und allem Muth, ihn auszuführen, — doch wieder geschlagen. Merken Sie wohl, wo ich hin will? Wissen Sie nicht, daß wir nicht blos von unserm Willen und Entschlüssen, sondern von Umständen abhängen? — Darüber erklären Sie sich! Unser Körper, und äußere Verhältnisse!

P. Ich will Ihnen meine Gedanken darüber sagen. Allerdings hat unser Körper Einfluß in unsre Art zu denken und zu handeln. Sowohl bey Entstehung der Ideen, als auch bey Unterhaltung derselben. Ich gestehe es Ihnen zum voraus, daß über diese Gegend in der menschlichen Erkenntniß noch eine tiefe Nacht hängt, und daß ich also mir und Ihnen nicht alle Fragen zu beantworten weiß. Indessen wir haben doch Kraft, dem Einfluß unsers Körpers sowohl, als den Umständen entgegen zu arbeiten, und können



doch nach und nach so sehr Herren über unsre Empfindungen und Gedanken werden, daß es eben so gut ist, als wirkten äußerliche Umstände gar nicht auf uns. —

A. Nicht also, mein Freund. — Erklären und beweisen Sie deutlicher! Sie sagen, wir haben Kraft, den Umständen entgegen zu arbeiten. Wenn das nicht bloß ein leeres Wort seyn soll, so muß sich doch diese Kraft thätig erzeigen.

P. Allerdings, und davon fehlt es auch gar nicht an Beispielen. Sehen Sie den Verwundeten, der sich den Fuß ablösen läßt. Gewiß, werde ichs Ihnen nicht beweisen dürfen, daß die Empfindung davon schmerzlich ist; aber er zieht nicht zaghaft vor dem Wundarzte zurück, — fordert keinen Schlafrunk, um sich das Bewußtseyn zu entziehen, — wurselt nicht, — geräth nicht außer sich. — Den Schmerz fühlt er, das ist offenbar; aber daß er sich demselben nicht überläßt, daß er dem Zuge seiner Nerven nicht nachgibt, und dem Unmuthе völlige Gewalt über sich verstatet, das hat er ohne Zweifel seiner Entschließung und Ueberlegung zu danken, die ihm
ein

ein Vergnügen gewähren, welches dem Mißvergnügen, so aus dem körperlichen Schmerze entsteht, das Gleichgewicht hält.

A. Bringen Sie mir das nicht zum Veyspiel; — dem Schmerze entgegen zu streben ist uns natürlich; aber dem Vergnügen! dem Vergnügen! Ferner: der Muth bey körperlichen Schmerzen kann oft durch ganz etwas anders als durch Vernunft gewirkt werden. Oft ist es Stolz, Gefühl der Nothwendigkeit, Liebe zum Leben, was wir Vernunft nennen.

P. Wie Sie es auch nur immer nennen mögen, so ist es doch immer Vernunft. Der Stolz ist in dem Falle edel, er entsteht aus dem Gedanken, es ist unanständig, eine kleine, unmännliche furchtsame Seele zu haben, und auch das Gefühl der Nothwendigkeit sezet doch immer eine gewisse Stärke in dem Gemüthe voraus, durch die man geschickt wird, sich in die Nothwendigkeit zu finden. Wann Sie die Liebe zum Leben als den Grund dieses Muthes angeben, so heißt das doch nichts weiter, als daß man ein kleineres Uebel um eines größern, zukünftigen



Gutes willen erträget, — und ist das nicht aller Klugheit gemäß? — Was aber den Einwurf betrifft, daß man wohl dem Schmerz, aber nicht dem Vergnügen natürlicherweise entgegenstrebe, so wissen Sie ja, mein Freund, jedes zu weit getriebene Vergnügen wird Schmerz; — wann alle unsre Gedanken, Wünsche und Neigungen nur auf einen Gegenstand gehen, wäre er auch an sich überaus angenehm, so verursacht uns das Ueberdruß, Mißvergnügen, weil es widernatürlich ist, daß der Besitz und Genuß irgend eines einzigen einzelnen Gegenstandes die ganze Glückseligkeit eines Menschen vollenden könne. —

A. Das alles erschöpft die Sache noch nicht. Bey dem körperlichen Schmerz können ja die Gehirnnerven, oder überhaupt diejenigen frey gelassen seyn, welche das Herz in eine angenehme Bewegung setzen.

P. Das kann ich Ihnen so geradehin nicht zugeben. Alle Nerven sind in Verbindung; wann also in dem einen eine unangenehme Empfindung entsteht, so erstreckt sie sich über alle, obschon nicht in gleicher Stärke. Also würde folgen:

bey



bey dem körperlichen Schmerze kann gar kein angenehmes Gefühl zugleich da seyn; — aber ich weiß sehr wohl, was man dagegen sagen kann, nemlich: der Schmerz müsse sich immer mehr und mehr vermindern, je schwächer die Erschütterung in den Nerven wird, und so müsse die heftige Bewegung, die hier Schmerz ist, dort, wo sie schwächer ist, erträglicher, und noch weiter hin, endlich gar behäglich werden. — Nur eine Anmerkung, die ich daraus ziehe, und wie ich hoffe, mit Ihrer Zustimmung! Kann bey dem körperlichen Schmerz gar kein Entgegenstreben durch den Körper statt finden, so ist der Entschluß, dem Schmerz nicht unterzuliegen, vom Körper unabhängig; sind aber nie lauter unangenehme Empfindungen da, so ist man nie ganz dem Körper unterworfen; also nie maschinenmäßig gezwungen, sich einer Empfindung zu überlassen.

A Der Schluß ist so übel nicht, Philantropus; aber sind wir damit einen Schritt weiter? Was beweiset das alles? Ich gebe Ihnen zu, daß nie ganz eine Empfindung in der Seele ist und seyn muß, daß noch andre sind, und seyn

D +

müß



müssen, die dagegen streben; aber wozu hilft das alles? Sie müssen zeigen, wie man die entgegenstrebenden Empfindungen so stark machen könne, daß sie die eine herrschende überwältigen, müssen zeigen, daß man sich von den Umständen unabhängig machen könne.

P. Das will ich, um so weit es sich thun läßt. Erwarten Sie aber nicht von mir eine weitläufige Abhandlung über eine Materie, die Sie bey unsern besten Weltweisen viel ausführlicher und gründlicher abgehandelt finden, als es nur irgend von mir geschehen könnte; ich nenne Ihnen nur das, was sich aus den Untersuchungen dieser Männer meinem Gedächtnisse darstellt, was die Erfahrung bestätigt, und worüber Sie selbst leicht nachdenken werden. Wir können Empfindungen bey uns schwächen, erstlich dadurch, daß wir die Objecte, durch welche solche bey uns erneuert, verstärkt werden, meiden, unsere Sinnen auf andere richten, und dann, daß wir unserm Körper eine solche Wendung zu geben suchen, daß weder die schon empfangenen Eindrücke un-

aus

anesthetisch bleiben, noch neue gleichartige sich
wieder bey uns einschmeicheln. Damit die Ein-
drücke nicht unauslöschlich bleiben, müssen die
Bilder davon aus der Einbildungskraft hinwegge-
schafft und ihr neue gegeben werden. Sie werden
sagen: eben das hänge nicht blos vom Willen
ab, sondern erfolge nach mechanischen Regeln.
Ich gebe das zu, aber die Bilder der Einbildungs-
kraft werden nach eben diesen mechanischen Re-
geln verschwinden, wann die Nerven, welche
dieselben durch eine gewisse Bewegung hervor-
bringen, keine andre bekommen. — Damit
nicht durch unvermeidliches Vorkommen der ehe-
maligen Objecte wiederholte Eindrücke in uns
veranlaßt werden, müssen wir die gar zu große
Lebhaftigkeit unsers Blutes, und die zu schnelle
Reizbarkeit unsrer Nerven in Absicht auf den
alten Gegenstand mindern.

Wird aber nicht dadurch der Eindruck
aller, auch der uns nützlichen Objecte gehindert
werden, wenn wir die Empfindlichkeit ver-
mindern?



P. Ich habe gesagt: in Absicht auf den alten Gegenstand. In der That aber, um recht genau zu reden, legen wir die Empfindlichkeit an sich nicht ab, mindern sie nicht einmal, sondern dehnen sie nur auf mehrere Gegenstände aus, anstatt sie vorher bloß oder doch hauptsächlich auf einen gerichtet zu haben. Es ist gar nicht meine Meynung, oblos eine kalte Vernunft an die Stelle der Empfindung zu setzen. Denn die Vernunft allein wird gewiß niemanden wieder zur Vernunft bringen. Nur neue Empfindungen können die alten verdrängen. Also muß man noch andre Mittel: Zerstreuungen, Gesellschaften, Reisen, Lektüre, nur immer von der Art, daß weder die alten Empfindungen rege werden, welches geschehen kann, theils wann Gegenstände vorkommen, die den ehemaligen ähnlich sind, oder die gerade entgegenstehen, wodurch man dann zu stark gerührt wird, als daß man nicht zugleich an das Gegentheil denken sollte.

Al. Das alles läßt sich recht gut anhören, mein Lieber, und würde sich nicht übel zu Diktiren lassen.

taten in einer Vorlesung über die Seelenlehre schicken. Es ist alles so fein aus den ersten Gründen der menschlichen Erkenntniß herausgeholt! Aber unser Discurs und Werthers Briefe? Wasser und Wein! Wer uns hörte, säße da in kalten Abstraktionen versenkt, wie Duns, wann er die Schönheiten seiner Geliebten analysirt, — und wer Werthern liest, fühlt, daß er ein Mensch ist, weinet mit ihm, wie Menschen, die da wissen, sie haben Seele, ohne sich vorher demonstrirt zu haben. Alles, was Sie da Schönes herphilosophirt haben, mein Vetter, was machen wir damit, wanns zur Anwendung kommt?

P. Das wollen wir dann schon sehen. Sagen Sie mir nur jetzt, — geben Sie zu, daß man seine Empfindungen ordnen, mäßigen, herabstimmen könne, wann man einsieht, daß sie schädlich sind?

A. Ueberhaupt gebe ich die Möglichkeit ganz gerne zu, aber in Werthers Falle?

P. Sie sollens jetzt auch nur überhaupt zugeben; auf Werthers Umstände wollen wir das hernach schon anwenden.

A. Nun



A. Nun so seys dann! Aber meine zwote Einwendung, daß sich die Vernunft bisweilen gar nicht in Untersuchung einläßt?

P. Denke ich geschwinder zu beantworten. Soll diese nicht mit der vorigen einerley seyn, und sagen: Woher kömmts, daß die Vernunft sieget, sondern soll sie heißen, warum steigt nicht einmal der Gedanke auf: diese Empfindung ist schädlich, so leugne ich gerade zu, daß dieser Fall jemahls statt findet.

A. Kurz und bündig! — und nun ist der Streit zu Ende, und Sie sind Sieger! nicht Philantropus?

P. Nicht eher, als bis Sie meiner Meynung werden: Hören Sie mich!

A. Nun?

P. Sie lieben die Musik?

A. Es ist eine meiner angenehmsten Beschäftigungen.

P. Wollten Sie sich wohl entschließen, alle Tage Ihres Lebens vom Morgen bis in die Nacht unter dem süßen Klange der Saiten zuzubringen, — auf alle übrige Geschäfte des Lebens Verzicht zu thun?

A. Ich

A. Ich bedaure diejenigen, welche mit dieser edeln Kunst ein Gewerbe treiben, und sich durch die ununterbrochene Beschäftigung damit das Vergnügen schmälern, welches ihnen eine seltenere gewähren würde. Aber wo wollen Sie damit hinaus?

P. Sie geben also zu, daß ein Vergnügen es zu seyn aufhöre, wann es zu weit getrieben wird, daß Ihre Gehörnerven sowohl, als der innere Sinn, womit sie Töne empfinden, einen gewissen Grad haben, über den sie nicht müssen hinausgestimmt werden, wann das Vergnügen nicht verschwinden soll.

A. Wer hat das jemals geläugnet? — Ich liebe die Dichtkunst außerordentlich; aber ich würde es dem schlechten Dank wissen, der mir vom Morgen bis zum Abend, — Horaz, Klopstock oder Ramler vorlesen wollte.

P. Recht, wissen Sie dann aber wohl, daß es mit allen Arten von Empfindungen eben die Bewandniß hat?

A. Nun?

P. Und



P. Und daß jede Empfindung, wann sie anhaltend ist, widrig wird.

A. Das habe ich alles schon im Vorhergehenden zugegeben. —

P. Also geben Sie auch die Folge zu, wann ich bitten darf!

A. Nämlich?

P. Nämlich, daß, wann bey jedem zu weit getriebenen Vergnügen die Seele etwas Unbehagliches fühlet, — sie zugleich den Trieb hat, sich davon zu befreien, und leicht die Ursache desselben entdecket. —

A. Ich sehe es Ihnen an Ihrer Miene an, Philantropus, daß es Ihnen sauer wurde, das heraus zu sagen, weil Sie das Gezwungene selbst fühlen. Empfindung von Unbehaglichkeit mag immer in der Seele seyn; aber woher der Unmuth eigentlich kömmt? das ist wohl das wenigste mahl deutlich. —

P. Wir wollen uns hier nicht darüber in allgemeine Untersuchungen einlassen, weil es unser Zweck nicht erfordert. —

ther

ther nicht, — sahe er es nicht ein, daß Lotte die Ursache seines Schmerzes sey?

A. Daß er sie nicht besitzen konnte, war ihm schmerzlich, — nicht, daß er sie liebte.

P. Immer dasselbe! Sie werden doch Werthern nicht absprechen, daß er nicht gemerkt hätte, sein Schmerz werde sich finden, wann seine Liebe gegen sie, oder besser: sein heftiges Gefühl für sie, abnähme? Lesen Sie die ganze Geschichte des Werthers! — er wußte recht wohl, daß seine tobende aufgebrachte Leidenschaft für Lotte ihn zu Grunde richten würde. Es kam also nur darauf an, daß er Mittel gebrauchte, sich davon zu befreyen.

A. Klingt alles nicht übel, — und doch bey der Anwendung! —

P. Diese wollen wir, wann es gefällt, bis morgen Nachmittag ersparen, da es jetzt bey nahe Mitternacht ist.

Alcimor war damit zufrieden, er schien nachdenkend; — doch hielt er seine Sache noch für keinesweges verloren. Unter dem Versprechen,

mor



morgen den Faden unserer Unterredung da anzuknüpfen, wo wir ihn heute getrennt hatten, schieden wir von einander. — Guter Gott, dachte ich, wie wenige Nachfolger würde Werther haben, wann sie sich alle, wie Alcinor, Zeit nähmen, Ueberlegungen anzustellen. — Mögten sie es doch! — — — — —



Zwey: